

(Nachdruck verboten.)

4) Der Einzige und seine Liebe.

Von Timm Kröger.

5.

Jochen als Seher.

Die Zeit ging hin. Lina kochte und scheuerte und „schrubte“ und hielt wie immer ihren kleinen Hausstand blank und in Ordnung. Es ging in alter Weise, ihr Vater war leidlich gesund, und sie war es auch.

Die kleine Stube hatte die Fenster unter dem breiten, überhängenden Strohdach und nach dem hohen Weidenknäuel hinaus, der nicht zehn Schritt entfernt war. Sie schien immer in Dämmerstimmung eingelullt. Es kamen viele alte Freunde, zu erzählen und sich was erzählen zu lassen und Garder Riders Tabak aufzurauchen. Aber die Zahl der alten Freunde vergrößerte sich nicht. Krankheit und Alter ließen Unterbrechungen eintreten, dann und wann kam einer gar nicht mehr. Dafür mußte Lina dann ihrem Vater eine sehr fragwürdige Angströhre vom Boden holen und abstauben und sein schwarzes Zeug herkriegern, was Garder aufsetzte und anzog, um sich einem gleichgekleideten Sarggefolge anzuschließen.

Die Zahl der abgehenden alten Freunde wurde durch hinzukommende neue nicht vollständig ersetzt. Allerdings war einer darunter, der durch sein lautes Wesen, durch sein Geld und durch seine Geschäftslugheit viele andere aufwog. Das war Jochen Niese. Garder Riders hatte bei seiner Zimmerei dann und wann einen Holzstamm gekauft und bearbeitet, Jochen war dafür ein gut zahlender Abnehmer. Er plauderte auch gern mit dem Alten und erachtete dessen schlichten Holzstuhl nicht zu gering, den Großkaufmann darauf niederzupflanzen, des Zimmermanns Pfälzer nicht zu schlecht, seine Meerschammpfeife damit zu füllen.

Der Sommer kam und verging. Und der Winter auch, und noch einmal, und dann noch einmal. Lina fing schon an, die Wochen zu zählen, wo sie auf Reimers Rückkehr hoffen durfte und war guten Mutes. Da trat etwas ein, was sie sich nicht erklären konnte. Reimer schrieb nicht mehr.

Lebhaft war der Briefaustausch ja niemals gewesen. Dazu schrieb man dergleichen (unserer Geschichte ereignete sich in den fünfziger Jahren in Holstein) zu selten. Die Kosten waren zu hoch, die Beförderung zu unsicher. Der Postmeister wohnte in der Stadt, von dort bekam man die Briefe gelegentlich. Erst seitdem Jochen Niese im Ort war und seinen Wagen Tag für Tag zur Stadt gehen ließ, konnte man auf eine einigermaßen regelmäßige Bestellung rechnen. Aber wie mancher Brief ging auch jetzt noch verloren! Dazu die Scherereien mit dem Porto. Die Kosten eines über die Elbe gehenden Briefes zu berechnen, war keine Kleinigkeit; in der Regel ließ der Meister der Post sich einen Vorstoß zur späteren Verrechnung zahlen. Ein Brief unterschied sich von einem Frachtstück eigentlich nur durch seine Größe.

In den letzten Briefen waren Katrien und Reimer in eine Meinungsverschiedenheit geraten. Bisher hatte Reimer in ländlichen Ortschaften gearbeitet, nun hatte er Lust, es auch mal in der Stadt zu versuchen. Aber Katrien schrieb kräftig dagegen.

Es bleibt dahingestellt, ob er diesen Protest jemals gelesen hat. Jedenfalls wurde er nicht beantwortet. Eine Anfrage Linas bei seinem letzten Meister kam mit einer Antwort zurück, die nur das klarstellte, daß Reimer dort nicht mehr anzutreffen war. Sie war spitz und lakonisch und lautete: „Mit Jagapunden bemenge ich mir nicht. Paul Singenhagen.“

Diese Antwort wurde durch Garder im Ort bekannter, als gut war.

Jochen Niese kam lachend zu Katrien in die Stube: „Also mit Jagapunden will Paul Singenhagen sich nicht bemengen?“ Lachend setzte er sich in Garders Lehnstuhl.

Jochen Niese hatte etwas von einem Gewaltmenschen an sich. Er machte gar kein Hehl daraus, daß er Lina wollte, daß er auf ihre Untreue gegen Reimer rechne. Da ihm keine Vertraulichkeit entgegengebracht wurde, so erzwang er sie

und warf mit Lina und Linchen und anderen Rosenamen nur so um sich.

Jochen Niese lachte also. Er hatte ein nervös machendes, protziges Lachen und dabei ein Gesicht so offen und grimmig und freundlich, ein Gesicht unbezahlbar für Liebhaber mimischer Kunst. Du weißt, wie ich's meine, stand darin. Wir verstehen uns ganz prächtig, deine Augen dringen in die Tiefe meines unergründlichen Schalkshumors. Jochen Niese sitzt vor dir, Jochen Niese ist ein Ausnahmemenschen, der kann mehr als Brot essen und darf sich daher auch mehr herausnehmen als des lieben Herrgotts Duzendware.

Katrien saß am Fenster und nähte. Sie antwortete keine Silbe.

Aber das sieht Jochen Niese nicht an. Wieder lachte er. „Was meinst Du, Linchen? Ich denk, da wird was Weibliches dabei sein?“

Keine Antwort.

„Mädchen, Linchen, mach doch nich son Gesicht! Ich glaube wirklich, da ist was Weibliches dabei. Es müßte ja mit dem Kuckuck zugehen, wenn er nicht schon längst was Schmutzes an der Hand hätte. So ein Kerlchen wie der! Aber, Lina, ich bitte Dich wirklich. Mach doch nicht son verregnetes Gesicht. Nimm Dir's nicht zu Herzen! Will er nicht, wir lassen ihn. Schwärmt er im Lande umher und schiert sich nicht um uns, so kümmern wir uns auch nicht um ihn.“

Aber das Gesicht, das Lina aufstellte, war nicht so sehr verregnet wie zornig.

„Linchen . . .“ begann Jochen wieder.

Katrien fiel ihm ins Wort.

„Niese,“ sagte sie.

Duzen tat sie sich mit ihm. Das „Sie“ würde ihr nach Ortsfittigkeit schlecht gestanden haben, aber ihn anders als „Niese“ anreden, konnte sie sich nicht überwinden. Das „Linchen“ des zudringlichen hochdeutsch plappernden Menschen konnte sie krank und zornig machen.

„Niese,“ sagte sie, „ich bin der Meinung gewesen, Du seiest Freund an Reimer.“

„Sein allerbesten, liebes Linchen!“

„Niese,“ wiederholte Lina kurz und scharf, „es ist mir lieber, Du lässest das mit „Linchen“ — „Katrien Riders“ ist mein Name.“

Jochen machte erst ein verwundertes und dann ein bißchen wütendes Gesicht, war aber gleich wieder Herr seiner Züge und — lachte. Er war ja in der Stadt, er war in Stellung gewesen, er hatte was gelernt und wollte es zeigen.

„Freut mich, gnädiges Fräulein kennen zu lernen,“ scherzte er. Bisher hatte er einen breiten Mund gehabt, nun wurde der Mund faltig wie ein zugespitzter Geldbeutel.

„Aber für mich wird Linchen kein gnädiges Fräulein sein wollen. . . . Linchen!“ schmachete sein spitzer Mund.

Das machte keinen Eindruck.

„Daß das, Niese, es ist wirklich mein Ernst. Ich mag Dein Linchen nicht. Bei Dir liegt ja alles obenauf.“

„Obenauf?“ protestierte Jochen. Er fing wieder an zu scherzen. „Du kennst mein Herz noch lange nicht.“ Er lachte, lachte laut und zutraulich, so wie ein guter Kerl nur lachen kann.

„Was kenn ich nicht? Dein Herz kenn ich nicht? Niese (ich hätte bald Jochen gesagt), hast Du denn wirklich so was?“

Katrien wollte so grob werden, wie ihre Natur es zuließ. Er hatte ihr weh getan, sie wollte ihm wieder weh tun. Sie wollte, ohne es zu wissen, einen Bruch, der nie mehr heilen könne. Vielleicht wäre es, wenn ihr der Zorn so gut gestanden hätte, wenn Jochen nicht so verliebt gewesen wäre. — Wie schön war das Mädchen in seinem Unmut, in seinem Zorn, — wie glühte und sprühte es hinter den vollen Wimpern!

„Linchen!“ flüsterte Jochen, „sei gut.“ Er wollte ihre Wange berühren.

„Berruchter!“ schrie sie, „dreimal verfluchter Judas und Verräter, Hand weg! oder ich schlage Dich in Dein büßliches, widerliches Gesicht!“

Mit Jochen Niese ging eine tiefe Veränderung vor. Sein Gesicht wurde kupferrot, und es war unheimlich, wie die Adern auf seiner Stirn anschwellen. Den fest zusammen-

geschürzten Mund verzerrte unaussprechliche Wut. Dann öffnete er diesen Mund, ein unheimliches Gebiß legten die weit zurückklappenden Lippen bloß. Die Augen waren von Zorn geladen. Sie blühten. Aber das dauerte nur einen Augenblick. Dann lachte er höhnisch und, wie immer, fett aus dem Kehlkopf heraus. Aber bald glättete seine Haltung zur Ueberlegenheit ab, zu der Ueberlegenheit, die er solange beiseite gesetzt hatte, länger als man es bei Zochen Riese gewohnt war. Diese unausstehliche Ueberlegenheit nahm nun wieder Besitz von allen Herrlichkeiten, die ihr bei Zochen Riese zugehörten. So war er wieder Herr seiner Stimme und Herr seines Bornes, als er die vorher so von ihm bewunderte Schönheit anschrte:

„Unverschämte Dirn! Was bildest Dir ein? Was hast Du denn und was bist Du denn? Da tut man alles, was man kann und ist lieb und freundlich, — und dann das? Das wagst Du bei Zochen Riese? Du meinst Zochen Riese zu kennen. Aber Du kennst ihn noch lange nicht. Du glaubst, mit ihm spielen zu können, aber ich sag Dir, wer mit Zochen Riese spielt, verliert die Partie. Nein, so was, . . . so was Infames, so ne Niederträchtigkeit! Und ich heiß doch Zochen Riese, und wenn Zochen Riese sagt: So ist es und so wird es, dann wird's auch so. Du glaubst, ich habe kein Ehrgefühl, und ich will Dir zeigen, daß ich ein feines Ehrgefühl habe. Nun ja, ich will es zugeben, ich bin in Dein Gesicht verschossen, ich habe Dich zur Frau gewünscht. Bisher waren es nur Gedanken, ich hätte allenfalls davon ablassen können, nun aber wird's mir zur Ehrensache. Nun, so sage ich: Du sollst meine Frau werden. Und ich heiße Zochen Riese. Und wenn Zochen Riese was sagt, dann steht es fest. Folglich wirst Du meine Frau!“

Er lachte wieder, das unerträgliche nervös machende Lachen, dabei auf den Tisch trommelnd.

„Das gnädige Fräulein hat nicht dulden wollen,“ fuhr er siegesgewiß fort, „daß ich liebese Linder zu ihm sage — es soll die Zeit kommen, wo sie mich darum bitten wird und mich lieber Zochen nennt, mich herzt und mich lieb hat, wenn ich's mir nur gefallen lassen will. Ich habe Deine Wacke nicht berühren dürfen; es soll die Zeit kommen, wo Du mich bittest, Dich zu nehmen, wie Du bist, Dich und Deinen ganzen sogenannten keuschen Leib. Ja, so wahr ich Zochen Riese heiße“ — er schlug mit voller Faust auf den Tisch — „es soll die Zeit kommen, wo Du mich um mein Jawort angeht mit der ausdrücklichen und aufrichtigen Erklärung, daß alles aus reiner Herzensliebe geschieht.“

Zochen Riese hatte Phantastie. Im Geiste sah er die Szene, die er prophezeite. Er fühlte so was wie ein Rauschen einer Palme über seinem Haupt.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Reise nach Genua.

Von Dr. R. Tennhardt.

Viele sind der Ansicht, wenn sie den Gotthard überschritten haben, dann täte sich ihnen der italienische Frühling mitten im Winter auf. Das ist eine ganz falsche Annahme. Auf meinen marmig-fachen Fahrten über den Gotthard fand ich im Gegenteil immer mehr Schnee jenseits als diesseits in der Schweiz. Und selbst in Mailand, ein gutes Stück landeinwärts nach Italien, kann man mehr frieren, wie in Germaniens Fluren, und die nicht mit Glücksgütern Besegneten haben dort mehr unter der Kälte des Winters zu leiden als die Nordländer. Man findet dort keine genügenden Heizvorrichtungen und dann ist das Feuerungsmaterial so teuer, daß nur Bemittelte es sich leisten können!

Ich war einmal bei einer Familie in Mailand zum Abendessen eingeladen. Als ich Messer und Gabel ergriff, durchrieselte meinen Körper ein Kälteschauder: Messer und Gabel fühlten sich so kalt wie Eisgäßen an! In den Kamin wurde nun flott eingefeuert, aber — die Wärme stieg in den Kamin empor, das Zimmer selbst blieb kalt. Und wenn wir dem Kamin nähertraten, so wurden wir von vorn warm und der Rücken blieb kalt! Die Frau des Hauses, eine ältere Dame, hatte es unter solchen Umständen wohl vorgezogen, im Bett zu verbleiben, sich mit Unwohlsein entschuldigend.

Etwas aber hat Mailand den nordischen Himmelsstrichen voraus: der Frühling hält dort viel früher seine Einkehr und dies mit wenigen Rückschlägen zu einer Zeit, wo bei uns noch Schnee und Eis nicht ausgeschlossen sind.

Der spezifisch italienische Charakter der Landschaft beginnt allerdings, sobald man über den Gotthard gekommen ist, obgleich es noch schweizerisches Gebiet ist. Wir kommen hier in die italienische Schweiz, in den Kanton Tessin. Die Schweizerhäuser, die Holzbauten, hören hier auf, an ihre Stelle treten Steinhäuser und die Kirchtürme sind italienischer Art, sie laufen nicht mehr in einer schwarzen Schiefer Spitze aus, Land und Leute haben einen anderen

Charakter. Man spricht nicht mehr viel deutsch, das Italienisch herrscht vor und die deutschen Schweizer, die sich dort angesiedelt haben, müssen italienisch verstehen, wenn sie fortkommen wollen.

Bald kommen wir nach Bellinzona, einer alten, ehemals befestigten und vor Jahrhunderten italienischen Stadt. Sie lagert sich dicht vor den Fäß, der vom Gotthard herunterführt. Hinter Bellinzona, nach der italienischen Seite hin, öffnet sich uns ein weites herrliches Gebirgstal. Die Berge an beiden Seiten steigen weniger schroff zum Himmel empor, und dieses weite imposante Tal zeugt von einer großen Fruchtbarkeit. Von größeren Orten folgt dann Lugano mit seinem herrlichen See und seinem Heer von Villen und größeren und kleineren Hotels, die den bemittelten Fremden im Frühjahr und Herbst einen bequemen Aufenthalt gewähren. Hier findet man schon halbtropische Vegetation; zahllose Dörfer lehnen sich hier an die Berge an, die oft in Wolken eingehüllt sind und die oft im Winter über den Wolken thronen.

Unweit Lugano sind wir an der italienischen Grenze angekommen.

Es war ein kühler Märztag, als ich vor zirka 20 Jahren das erstmal mich in dieser Gegend aufhielt. Die Moneten waren mir ausgegangen und ich mußte hier in der Grenzstadt Chiasso ein bescheidenes Unterkommen suchen, da die erwarteten Gelder noch nicht eingetroffen waren. Ich logierte mich daher in einem kleineren Hotel oder Albergo ein. Einen Ofen gab es in der Gaststube nicht, dagegen einen großen Kamin. Er erhob sich etwas vom Fußboden, wie etwa eine kleine Bühne. Im Kamin glühte ein kleines Feuer, das seine Nahrung durch einen Baumstamm erhielt, der, wenn er etwas verbrannt war, weiter nachgeschoben wurde und auf diese Weise tagelang ausreichte. An dem geräumigen Kamin hatten verschiedene frostige Seelen Platz genommen. Es war nachts und unheimliche Gestalten gingen aus und ein, hockten sich und steckten die Köpfe zusammen. Es waren zumeist Schmuggler, die ihr Handwerk unter dem Schleier der Nacht betrieben. Sie mußten große Umwege über die Berge machen, um nicht in die Hände der Zollwächter zu fallen. Kleinere, nicht so schwere Konterbande hingen sie, wie ich nach und nach erfuhr, großen Hundten um, die ihre Schuldigkeit mit ziemlicher Sicherheit taten. Die Hunde waren dazu nicht abgerichtet; sie wurden einfach auf der italienischen Seite sehr gut gehalten und bekamen reichliche und gute Nahrung. Ihr Besitzer ging dann mit ihnen über die Grenze nach der Schweiz. Dort wurden ihnen die Waren umgebunden, nachdem man sie gehörig hatte hungern lassen und mit einer Tracht Prügel wurden sie dann unter dem Schutze finsterner Nächte entlassen! Kein Wunder, daß sie dann so schnell als möglich auf die andere Seite zurückzukommen suchten, wo sie von ihrem Herrn schon erwartet wurden!

Jetzt ist den Schmugglern das Handwerk ziemlich schwer gemacht worden. Auf dem Luganosee kreuzt die ganze Nacht ein Boot mit Scheinwerfer. Die Zollwächter suchen damit die Ufer des Sees und die Höhen ab. Stachelbruchtgäule betreiben ferner den Schmugglern den Uebergang, aber trotz alledem wird noch viel geschmuggelt. — Auf Zigarren wird besonders gefahndet; diese sind einem lächerlich hohen Zoll unterworfen und schon mancher Reisende, der die italienische Grenze überschritt und das nicht wußte, hat es an seinem eigenen Leibe, oder vielmehr Portemonnaie erfahren müssen.

Noch kurz vor Genua findet man die Landschaft winterlich. Da, noch ein langer Tunnel bergab nach dem Meere zu und das Land des ewigen Frühling, mit grünen Olivenhainen, blühenden Blumen, grünen Gemüsegärten, tut sich dem erstaunten und entzückten Blide auf. Wir sind an der Riviera und in Genua. Im dunklen Laub reifen die Orangen und Limonen (Zitronen) und etwas später, im März, sieht man reife Früchte und Blüten an ein und demselben Baum. Ein fast ewig blauer Himmel wölbt sich über das Ganze, und wenn bei uns im Norden Eisblumen an den Fenstern sich zeigen, blühen hier Rosen, Nelken und zahllose andere Blumen! Halbtropische Gewächse sind an der Riviera heimisch, aber auch tropische Pflanzen und vor allem die Palme, deren Urheimat Afrika ist, ist von dort nach hier verpflanzt und gedeiht ausgezeichnet; nur die Früchte an der Dattelpalme reifen nicht, dazu fehlt die intensivere Hitze Afrikas.

Schneidhend untrösten hier die Wellen des Mittelmeeres die wildgrotesten Felsgestade und oft senkrecht fallen die Felsen jäb ab in die klare, hellgrüne Flut. — Aber rot wie Blut erscheint das Meer, wenn der Himmel wie in einem Feuerbrande bei untergehender Sonne erglüht. Palmen und Zypressen heben sich mit ihren dunklen Konturen dann scharf gegen den glühenden Nachthimmel ab und verleihen der Landschaft erst ihren spezifisch südlichen Charakter. Die Berge erglühen dabei in rotvioletter Farbe, bis sie nach und nach von unten aus verschwindet und zuletzt nur noch die äußersten Spitzen leicht in erblaffendem Violett getaucht erscheinen. Dann verschwindet auch dieses und die Nacht mit ihrem herrlichen, hellerglänzenden Sternenhimmel setzt ein. Wie oft habe ich nachts nur unter dieser Beleuchtung über wilde Klippen, unter mir das tosende Meer, meinen Weg heimwärts genommen nach der einsam gelegenen Villa, aufgebaut auf hoher Felswand, die sich direkt aus dem Meere erhebt.

Sterne und Mondlicht erglänzen hier in weit hellerem Scheine und die bewegten Wogen glitzern im Mondeslicht in einem hellen Silberstreifen, der sich bis zu dem nächtlichen Wanderer herüberbaut. Die Farbenpracht des Mittelmeeres habe ich nur von der des Roten Meeres übertroffen gefunden. Wer einmal Italien und die Riviera gesehen hat, den zieht es immer von neuem dorthin, namentlich, wenn im Norden im Winter die Stürme brausen und der Himmel wochenlang schwarz und das ganze Land verdunkelnd

auf uns lastet. Goethe gibt in „Mignon“ dieser Sehnsucht nach dem Süden herodten Ausdruck:

Kennst Du das Land, wo die Zitronen blüh'n,
Im dunklen Laub die Goldorangen glüh'n,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht,
Kennst Du es wohl? Dahin, dahin
Möcht ich mit Dir, o mein Geliebter, zieh'n.

Venua la superba, wie die Genueser selbst seit Jahrhunderten ihre Vaterstadt mit Stolz nennen, ist in der Tat eine der schönsten Städte Italiens!

Wenn wir aus dem Bahnhofe heraus treten, fällt uns gleich eine große Statue auf, es ist Christof Columbus, der Entdecker Americas. Von da aus führt fast eine einzige lange Straße, die halbwegs breit ist, ohne anzusteigen, durch die ganze Stadt. Auf der einen Seite gehts hinunter nach dem Meere zu, auf der anderen Seite in die Höhe. Die armen Droschkengäule sind in Genua wirklich zu bedauern, denn sie müssen alle im Trapp ziemlich steil bergan laufen. Ein Tierschutzverein mühte hier sämtliche Droschkentritscher und Privatritscher denunzieren. — Weiter oberhalb befindet sich eine herrliche Rundfahrt mit einem Ausblick über ganz Genua, vom Hafen bis hinüber zum Montafino und rückwärts in die Berge bis ins Tal des Campo santo (Friedhof). In der Nähe des Hafens sind die Straßen so eng, daß sie von Fuhrwerken nicht passiert werden können, nur vor der letzten Häuserreihe vorm Hafen zieht sich eine breitere Straße hin, die den Verkehr mit dem Hafen vermittelt. Die Häuser sind in den engen Straßen 8—9 Stockwerke hoch und es fällt daher kein Sonnenstrahl in dieselben. Aber trotzdem spielt sich hier in den engen Straßen der größte Verkehr ab. Um nicht ganz im Finstern zu sitzen, reflektieren die Bewohner der untersten Stockwerke mit Hülfe weißer Tücher etwas Licht in ihre Wohnräume. Die Tücher haben sie schräg unterhalb der Fenster angebracht; seltener wird das Licht auch einmal vermittelt eines Spiegels reflektiert. Neben Krämerbuden findet man hier auch die besten und ältesten Geschäfte. Das Leben scheint sich in alter Zeit überhaupt nur hier abgespielt zu haben. Erst später, als man die Felsen sprengen konnte, hat sich die Stadt mit breiteren Straßen weiter oben aufgebaut. In einer dieser breiteren Straßen befindet sich auch das Wohnhaus des Nationalhelden Garibaldi, der unweit Genuas, zwischen Genua und Nervi, mit seinen berühmten 1000 Mann sich nach Neapel einschiffte. Die Stelle, wo er sich einschiffte, ist durch einen einfachen Stein, den man selten unbekannt findet, bezeichnet. Die dankbarsten Verehrer Garibaldis sind die Sozialdemokraten, die Kränze mit roten Schleifen sprechen deutlich dafür. Garibaldi ist jetzt der überall in Italien gefeierte Nationalheld; jede kleine Stadt hat ihr Garibaldiidenmal. Als Garibaldi sich 1871 in den Bogen festsetzte, geschah dies, um für die internationale Republik Europas zu kämpfen. Leider war die Zeit dafür noch nicht reif. Die deutsche Kapitalistenpresse nannte damals Garibaldi nicht anders als den alten Bagabundenvater, ich aber freute mich — als mein Freund Hafenecker damals, gleich nach 1871, mit Garibaldi in Korrespondenz trat — wir wußten, welche Ideale der alte Bagabundenvater im Herzen trug! —

Auch die Börse befindet sich in unmittelbarer Nähe des Hafens und nur ein kleiner viereckiger Platz ist es, den man als Börsenplatz bezeichnen kann. Er ist fast stets dicht, aber nur mit Männern besetzt, die da meistens außerhalb der Börse ihre Geschäfte machen.

Amphitheatralisch baut sich Genua vom Meere aus ziemlich hoch bis hinauf in die Berge auf. Unten am Meere, die Front ihm zugekehrt, befindet sich auch der Palazzo Fiesco, jetzt das Hotel de la ville. Hier wurden in früheren Zeiten Kämpfe gegen die ehemalige Republik Genua genug geschmiedet. Verschiedene Säle, die jetzt als Fremdenzimmer dienen, sind noch ganz so erhalten, wie sie es in den früheren Jahrhunderten waren. Ein solcher massiver Bau mit seinen bis ins erste Stockwerk hinaufreichenden Kreuzgewölben und zahlreichen Zimmern konnte wohl eine größere Anzahl von Soldnern beherbergen und mit seinen eisernen Toren zu damaliger Zeit als eine kleine Festung gelten.

Der starre Republikaner Verina in Schillers Fiesco hat mir als Jüngling schon sehr imponiert. Die Freiheit und die Republik stand ihm höher als sein Freund Fiesco, und wenn auch mit blutendem Herzen, opferte er ihn doch der Freiheit! — „Ist erst der Mantel hin, muß auch der Herzog nach!“

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

Die Laterne. (Nachdr. verb.) Als Dr. Ridel noch Bezirksarzt in Galizien war, blieb er auf einer Fahrt über Land gerade vor dem Wirtshaus von Jolkiew im Kot stecken, verlor ein Rad vom Wagen und mußte über Nacht bleiben. Der Doktor ging ins Offizierszimmer zu den Wlanen; Ercole Leimbaum, der Kutscher, aber begann in der Schwemme ein Gespräch mit den Wästen.

„Wen führst du da?“ fragte man ihn.
„E'n Dakter.“
„Pöh, e'n Dakter! Hast e' Glück! Wo doch Jankew Pinke's e so krank is', künmt grad e Dakter. Da wer'n m'r ihn doch gleich bitten, er soll sie ansieh'n.“

Den Nathan Feigheit verbanden mannigfache Wechselbeziehungen mit den Wlanen. Er war also kühn genug, an die Türe des Offizierszimmers zu pochen. „Herr bin Dakterleben,“ sagte er, „hier im Ort is' e sterbensranke, arme Frau, möchten Sie sie nig ansieh'n?“

Dr. Ridel tut einen Blick durch Fenster in die regnerische Bildnis und brummt bö: „Ich bin kein Doktor.“

„Dos wollen Sie uns einreden! Ma' seht doch an Ihrem Gesicht, daß Sie ja sind e Dakter. — Es is' e sehr e'n arme Frau und toidtrank.“

Wenn in Jolkiew eine Frau als toidtrank ausgegeben wird, kann sie noch recht wohl Urogroßmutter werden. — Dr. Ridel weiß das und bleibt ruhig sitzen.

Da kommt die ganze Schar herein und bittet und bittet und beschwört ihn. Das geniert den Bezirksarzt vor der großen Gesellschaft.

„In Gottes Namen,“ sagt er, „ich gehe. — Laßt's eine Laterne bringen!“

Man bringt die Laterne und sie waten d'rauf los.

„Ist es weit?“
„Am End' vom Ort, Herr bin Dakterleben. E'ne kleine halb Stund.“

Jankew Pinke, den man von der Ankunft des Arztes verständigt hat, kommt dem Zuge auf halbem Wege entgegen, übernimmt den Doktor und die Laterne — und fährt weiter, immer weiter durch den grundlosen Brei.

„Gott soll's Ihnen zahlen tausendmal, Herr bin Dakter, daß Sie sich e so bemühen für en armen Menschen,“ sagte Jankew Pinke. „So lang' ich leb', werd' ich Ihnen das nig vergessen und in Grab 'erein wer ich noch die Dankbarkeit für Ihnen mitnehmen.“

Sie gehen immer weiter, Dr. Ridel fühlt die Befriedigung eines guten Werkes.

„Late — Late!“ schreit auf einmal ein Bengel aus dem Dunkel der Nacht. „Komm schnell heim, de Mutter is toid.“

„Toid?“ sagt Jankew. „De brave Frau!“ — bläst die Laterne aus und — geht.

Dr. Ridel steht heute noch dort in der Stockfinsternis und findet nicht den Weg ins Wirtshaus zurück. Koda Koda.

Kunst.

Von der Münchener Frühjahrs-Secession. Es gehört zu den alt eingebürgerten Gewohnheiten des Münchener Lebens, im Frühjahr eine Secessionsausstellung zu veranstalten. Diese Frühjahrssecession, die zwischen Salvator und Kgl. Hofbräuhaus-Maibod fällt, soll eine Art Vorschau auf das große Sommerrennen unserer Stein-Maler sein und namentlich den bekannten „jungen Talenten“ Gelegenheit geben, zu zeigen, was sie den Winter über geschaffen. Die großen Namen von Weltruf, die Stud, Habermann, Uebe, Herterich usw. halten sich bei diesen Vorläufen vornehm zurück, um im Sommer den Endspurt um die Gunst der Kenner und der Käufer desto siegreicher zu machen. Ach es gibt so viele Maler in München. Wieviel Künstlerelend verbirgt sich in den zahllosen Dachstubenateliers im Norden und Westen der Stadt! Welch ein bejammerndes Wertes Künstlerproletariat fristet hier sein Leben von Ausstellung zu Ausstellung in der Hoffnung auf Annahme der Bilder. Eine Hoffnung, die in der Regel, wenn der Künstler nicht einer einflußreichen Clique angehört oder einen Vetter im Hause der Jury aus- und eingehen weiß, dauernd vergeblich ist. Und so fällt er den Kunstihnen, wollte sagen den Kunsthändlern in die Hände, die ihm die Bilder „auf Kommission“ abnehmen und sie jahrelang in einem Winkel ihres Wüderspeichers unbeachtet stehen haben oder ihm — was die Regel ist — einen erbärmlichen Hungerlohn für das Werk zahlen. Das Glend der Münchener Atelier- und Staffeleimalerei ist so groß, daß es garnicht größer werden kann. Ein Notausgang freilich bleibt. Das Ausblühen der angewandten Kunst, das moderne Kunstgewerbe, das für seinen immer größer werdenden Markt so viele in der „hohen idealen Kunst“ verkümmerte Arbeitskräfte zu sich herübernehmen kann. Und schon beginnen viele blasse Staffelei-Maler durch diesen Ausweg ins reale Leben zu schreiten!

Die Jury der Frühjahrssecession 1907 hat mit grausamer Strenge ihres Amtes gewaltet und viele Hoffnungen geknickt. Von 1200 eingegangenen Werken der Delmalerei, Plastik und Schwarzweißkunst hat sie nur zirka 200 für würdig befunden! Man sollte nun denken, nur vorzügliche Kunstwerke an den Wänden der 10 Secessionsäle im korinthischen Tempel am Königsplatz zu finden. Aber diese hochgepannten Erwartungen werden bitter enttäuscht. Der Nachwuchs der alten Secessionsgarde von 1890 scheint kein jugendfrohes Vorwärtsblicken nach neuen Zielen mehr zu kennen, dafür ein bequemes fattes Ausruhen im ererbten Besitz. Was früher Secession hieß, ist heute Tradition geworden. So zeigt die allgemeine Signatur des linken Flügels der Münchener Maler auf Stillstand. Jahr für Jahr bringen dieselben Maler dieselben Sachen, in derselben zur Manier erstarrten Technik. Der eine malt Pleinair, der andere „flüchtig und breit“, dieser beborzugt grelle bide Lichtpausen, die er nach Art der Dachauer Schule rüchichtslos auf Baumstämme, Pferde Rücken und Damengesichter knallt, jener liebt die „pointilistische“ Tüpferei. Zu den Stehengebliebenen gehören die beiden bekanntesten Landschaftler der Secession Richard A i s e r, der immer mehr die Wedlin'sche Grimasse aufsetzt und Richard Piehsch, der einst tief sinnige blaue Fjartal-Landschaften komponierte, nun aber, da er in Schweden Farben dichtet,

seine Unfähigkeit zu überzeugender stofflicher Charakteristik ent-
schieden beweist. Ein tüchtiges Talent, der sich an den älteren
Milde anlehnt, ist Theodor Hummel (Von der Wasserlaute).
Samberger, der einsige „Affe Lenbach“, hellt die Palette für
seine Pastellporträts erfreulich auf.

Ohne Zweifel steht im Mittelpunkt der Seceßion Julius
Egler, dieser nun schon 50jährige oberbayerische Einsteckel-Maler.
Ein rastloser Geist, ein überlegener technischer und malerischer
Künstler. Man weiß nicht, soll man ihn für eine robuste kraft-
strotzende bayerische Holzschneidnatur oder für einen weidlichen
Träumer halten. Sein Stoffgebiet läuft mit erstaunlicher Ziel-
spaltigkeit zwischen diesen entsetzten Polen. Heute entzündet er die
Snobs durch ein „Nocturno“ à la Erlar (zwischen Krebspuppenroten
Wasserkümpeln halten langhaarige Jungfrauen mythische Ge-
bärdentänze usw.), dann streicht er wieder wie mit dem Schabmesser
ein paar grobe „Holzschneide“ zusammen, die den Beschauer lebhaft
ärgern durch ihre geradezu johlenden Farben, und das nächste
Mal zeigt er uns im „Heranziehenden Gewitter“ eine pastellische
bis ins Innerste chaotisch ausgewühlte Landschaft von so elemen-
tärer Wucht und Feierlichkeit des Ausdrucks, von so stürmischen
Lichtern in der verzweifeltsten Raserei des Hellen gegen die siegende
Dunkelheit, daß man an Rembrandt'sche Gewitter denken muß.
So kann man dank diesem Egler die Frühjahrs-Seceßion doch mit
Gewinn verlassen.

Geologisches.

Die Beteiligung der Großstaaten an der Erd-
bebenforschung. Es hat doch jetzt wirklich den Anschein, als
ob die alte Mutter Erde in eine Nervenkrisis verfallen ist, wie sie
seit langer Zeit keine durchzumachen gehabt hat. Allerdings muß
man berücksichtigen, daß jetzt viel weniger Erdbeben unbeachtet
bleiben als früher. Wenn die Frage aufgeworfen wird, ob die
Häufigkeit der Erdbeben durchschnittlich zugenommen hat, so müssen
bei der Beantwortung ähnliche Rücksichten genommen werden, wie
etwa gegenüber der Frage von der Zunahme der Krebskrankheit.
Wie mit Bezug auf letztere die Diagnose sehr viel feiner ge-
worden ist und daher viele Erkrankungen als Krebs festgestellt
werden, deren Ursache früher unbekannt blieb, so werden jetzt auch
solche Erdbeben von den verfeinerten und vermehrten Instrumenten
verzeichnet, die früher entweder wegen zu geringer Stärke oder
wegen ihres Ursprungs an einer weit entlegenen Stelle der Erde
nicht zur Beachtung gelangen konnten. Jedenfalls lehrt die Zahl
der erheblichen Erdbebenkatastrophen, die sich während der letzten
zwei Jahre ereignet haben, daß es in der Erdkruste jetzt unruhiger
zugeht als etwa in dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts.
Die Wissenschaft wird davon Vorteil ziehen, weil die Notwendig-
keit von Erdbebenbeobachtungen jetzt von niemand mehr bestritten
werden kann. Die Vermehrung der wissenschaftlichen Studien
aber muß schließlich auch praktische Erfolge haben und einen
gewissen erhöhten Schutz der Menschen gegen solche gewaltsamen
Naturereignisse herbeiführen, obgleich ein derartiger Erfolg gerade
gegenüber den Erdbeben wegen ihres plötzlichen Eintritts immer
äußerst schwierig sein wird. Dabei ist aber zu beachten, daß die
wissenschaftliche Erdbebenforschung eigentlich erst in ihren An-
fängen begriffen ist. Das Land, wo sie zuerst organisiert wurde,
war Japan. Die dortige kaiserliche Kommission für Erdbeben-
forschung hat schon eine stattliche Reihe wichtiger Veröffentlichungen
herausgegeben, die in hohem Grade die Kenntnis dieser Er-
scheinungen gefördert haben. Professor Omori, jetzt wohl der be-
kannteste der japanischen Erdbebenforscher, hat eben wieder in den
Veröffentlichungen der genannten Kommission eine sehr wichtige
Arbeit erscheinen lassen, die von den Ursachen des Erdbebens von
San Francisco handelt. In Oesterreich waren die Erdbeben-
beobachtungen bisher von einem besonderen Ausschuss der Kaiser-
lichen Akademie der Wissenschaften gesammelt und verarbeitet
worden. Diese Aufgabe ist nun an eine neue Staatsanstalt für
Meteorologie und Geodynamik übergegangen, die ihre Ver-
öffentlichungen jetzt mit einem Verzeichnis sämtlicher Erdbeben
begonnen hat, die im Jahre 1904 innerhalb des österreichischen
Kaiserreichs verzeichnet worden sind. Deutschland hat sich, obgleich
es selbst glücklicherweise zu den vergleichsweise erdbebenarmen
Gebieten gehört, gerade in neuester Zeit erhebliche Verdienste um
die Förderung der Erdbebenforschung erworben. Namentlich an der
Universität Straßburg ist in dieser Richtung viel geleistet worden,
und dem dortigen Professor der Geographie, Gerland, ist auch die
Begründung einer internationalen Vereinigung für Erdbeben-
kunde in hervorragendem Maße zu verdanken. Daher kommt es
auch, daß diese Vereinigung in Straßburg ihr Zentralbureau ein-
gerichtet hat, wo die Erdbebenstudien und die Sammlung der Be-
obachtungen gewissermaßen ihren Schwerpunkt haben sollen. Hier
soll denn auch ein Verzeichnis der Erdbeben für die ganze Welt
zusammengestellt werden, das für die erste Zeit allerdings noch
sehr unvollständig ausfallen wird. In England mehren sich jetzt
die Stimmen, die auf eine größere Beteiligung an diesen Ver-
strebungen dringen. Die Londoner „Nature“ weist in ihrer letzten
Ausgabe darauf hin, daß die Wissenschaft der Erdbebenkunde
hauptsächlich von England ausgegangen und daß es deshalb umso
weniger entschuldigbar sei, wenn die britische Regierung der För-
derung dieser wissenschaftlichen Arbeiten und ihrer Organisation
jetzt weniger Aufmerksamkeit widme als Länder wie Japan und
Italien.

Notizen.

— Das Gastspiel des „Theaters an der Wien“ im
Lessing-Theater beginnt am 9. Mai.

— Im Neuen Königlichen Opern-Theater (Kroll)
wird Sonnabend, den 27. die Sommerfaison mit dem Strauß-Phylus
(1001 Nacht) eröffnet.

— „Auf, auf, deutsches Volk! Erhebe Dich wie ein
Mann. Dein Liebling, Ferdinand Bonn, der wackersten Idealisten
einer, will sein ruhmbedecktes Schwert in die Scheide des Minutenes
stecken. Daß sein patriotisches Wirken so schmählich verkannt wird,
hat ihm den Entschluß abgerungen, die Direktion des Berliner
Theaters niederzuliegen. So jagt er, Jammer war es das Los der
Eblen in unserem Volke, unverständlich und unerhört die Dornenbahn
zu wandeln. Soll auch ihn das Schicksal zertreten, der uns so
viel noch an neuen Kriminalstücken verhieß? Reid und In-
trigen haben ihm den Weg zum kaiserlichen Herzen ver-
sperrt, das so oft freudig aufwachte vor Bonnens Kunst.
Nur das ganze deutsche Volk, das noch echte Kunst von Kellame-
mache zu unterscheiden weiß, kann hier noch helfen. Ein Wald von
Lorbeer, ein Nationalfonds, eine Subskription für 500 Sberlod
Holmes-Aufführungen und alles andere — umbesehen — möge
heißesten, ewigen Dank, Trost und Sporn ihm spenden. Wenn Bonn
uns verläßt, wir dürfen ihn nicht verlassen.“

Dieser Aufruf ist uns bisher aus Bonn's Bureau zwar noch
nicht zugegangen, kann aber stündlich eintreffen. Was für Kellame-
und sonstige idealistische Zwecke mit der Ankündigung der Direktions-
niederlegung verfolgt werden, müssen wir inzwischen mit Geduld und
Gumor abwarten.

— Die Solidarität der Zensur. Auch die Nürn-
berger Stadtvertretung verbot das Auftreten der amerikanischen
Salometänzerin. Bisher war die städtische Nürnberger Zensur ein-
sichtiger und toleranter gewesen als die tgl. bayerische, die in München
für die Belustigung sorgt. Solch ein Ruhm muß furchtbar schwer
zu ertragen sein.

— Ein Dichter, der seinen Tod voraussagt.
In der norwegischen Zeitung „Den 17. Mai“, deren Titel das Datum
des norwegischen Verfassungsfestes ist, antwortet Arne Garborg
ablehnend auf eine Aufforderung, an einer Uebersetzung von Goethes
„Faust“ in das Landmaal, das „Norwegisch-norwegische“, mit-
zuarbeiten. In seltsamen Worten schreibt er, daß er zuweilen mit-
gegeben sei auf literarischen Wülfingfahrten, und daß er auch wohl
daran gedacht habe, beim „Faust“ mitzumachen. „Aber“, bemerkt
er dann, „ich reise nicht so weit. Im Jahre 1911 werde ich sterben,
und doch ist noch vieles ungetan, was ich vollbringen sollte.“

— Eine photographische wissenschaftliche
Ausstellung wird im Mai in Turin abgehalten werden.
Sie wird in zwei Gruppen zerfallen, eine für Amateure und die
andere für Vernisphotographen. Die künstlerische Photographie soll
sowohl das Porträt als Landschaften, Seestüde und Abbildungen
von Pflanzen und Tieren umfassen. Für die wissenschaftliche Photo-
graphie sind als Abteilungen die Leistungen der Photographie in der
Himmelskunde und die Mikrophotographie, also die Anwendungen
der Photographie im Zusammenhang mit dem Mikroskop, in Aussicht
genommen.

— Ein internationales ethnographisches Bureau
ist in Brüssel gegründet worden. Es will soziologische Studien
über alle Länder und Völker der Erde veranstalten. Auch kulturelle
und politische Zwecke will das Institut neben den wissenschaftlichen
verfolgen, indem es für Sitten und Anschauungen der primitiven
Völker besseres Verständnis expedien will. Bei den preussisch-
deutschen Kolonisatoren, die mit roher Gewalt und Ausrottung
zivilisieren, wird es mit solchen psychologischen Methoden wohl kaum
Anklang finden.

— Ein „Handbuch der amerikanischen Indianer“
wird vom amerikanischen ethnologischen Institut herausgegeben. Das
Material dazu, das alles für die Völkerkunde wichtige berücksichtigt,
wurde seit einer Reihe von Jahren gesammelt und gesichtet. Der
erste Band des Unternehmens ist — 972 Seiten stark — erschienen.
Man findet darin Angaben über Stammes- und Familiennamen,
Archäologie, Sitten, Gebräuche und auch kurze Biographien einzelner
Indianer. — Die Indianer als Volk sterben aus, wie so viele
andere Völker, die des „Segens der Zivilisation“ teilhaftig ge-
worden. Vielleicht werden einzelne Reste künstlich erhalten — aus
wissenschaftlichem Interesse.

— Automobile für den Nordpol. Nachdem die Polar-
forschung bisher mit Dampf- und Segelschiffen, mit Hundeschlitten und
selbst mit Luftballons ihr letztes Ziel noch nicht erreichen konnte, wenden
sich die Nordpolfahrer dem Automobil zu. In Amerika sind zurzeit
bereits sechs große Automobile in Konstruktion, die im Jahre 1908
gegen den Pol aufbrechen werden. Die Automobile werden für die
Verwendung auf Land wie im Wasser konstruiert; sie werden nach
dem Prinzip der „scooter“ gebaut, die von Long-Islandseglern
schon erprobt sind und die sowohl auf dem Eise wie im Wasser zu
gebrauchen sind. Erst kürzlich erzielte ein neu konstruierter Automobil-
scooter auf dem Eise eine Stunden geschwindigkeit von 70 englischen
Meilen, und man glaubt, die Schnelligkeit bis auf 100 steigern zu
können. Auch im Wasser entwickelt das Fahrzeug eine ansehnliche
Geschwindigkeit.